

Wer hilft mit?

Die „Österreichische Gesellschaft für Naturkunde und Naturschutz“ hat nach Reorganisation und mehrmonatlicher Unterbrechung ihre Tätigkeit wieder voll aufgenommen.

Sie ist bestrebt, durch vereinsmäßige Erfassung aller Bezieher der von ihr herausgegebenen Zeitschrift „Natur und Land“ die Grundlage für eine planmäßige, der Heimat dienende Naturschutzarbeit zu schaffen. Sie hat sich zur Aufgabe gestellt, der Masse des österreichischen Volkes die einzigartige Schönheit des heimatlichen Landes aufzuzeigen und zum tieferen Verständnis naturkundlich zu erschließen. Sie will in das Herz der Jugend Liebe und Sinn für die Schöpfungswerke der Natur, ehrfürchtige Achtung vor ihrer Größe und Allgewalt und feinfühliges Verstehen des Lebens in seiner Vielfalt und Tiefe erwecken. Sie wirbt für die Erkenntnis, daß jede naturgemäße Lösung eines menschlichen Eingriffes in die Natur die beste und wirtschaftlichste ist und daß jede naturwidrige Handlung früher oder später volkswirtschaftliche Nachteile bringt.

Sie betrachtet es als eine ihrer wesentlichsten Aufgaben, den über ganz Österreich verteilten Kreis ihrer Mitglieder der heimatlichen Naturkunde als Beobachternetz und des österreichischen Naturschutzbehörden als Vertrauensmännernetz Lichts zur Verfügung zu stellen.

Die „Österreichische Gesellschaft für Naturkunde und Naturschutz“ gedenkt, heimatliche Naturschönheiten, Naturschätze, die Tier- und Pflanzenwelt sowie Naturdenkmale vor kurzfristiger, engherziger, nur auf materiellen Gewinn bedachter Spekulation zu bewahren — zum Wohle von Volk und Heimat, Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Die Zeit ist ernst, das Werk ist schwer! Wer hilft mit?

WIEDERSEHEN MIT DEM „GROSSEN SEE“

Von *Augustin Meisinger*, Wien

Krieg ist über die ohnedies schwer geprüfte Menschheit gekommen. Millionen marschieren auf endlos staubigen Straßen. Mitten darunter auch ich; gedankenlos, betäubt vom Rhythmus des ewigen Marschierens, von den Strahlen der Sonne verbrannt, ohne jedes innere Empfinden.

Im steten Ein-Bein-vor-das-andere-setzen kommt am Rande der Straße ein Feldstein auf mich zu; alt und schiefstehend ragt er kaum noch aus der zu Staub zertrampelten Erde. Aber dieser alte verstaubte Granitkopf hat es in sich, er bringt meine dahindösenden, eingeschläferten Sinne zum Leben. — Diesen Stein habe ich schon irgendwo, irgendetwas in meinem früher gelebten Leben gesehen. — Im Weitermarsch arbeitet das Gehirn, sucht nach Bildern, nach Eindrücken von einst, arbeitet langsam und träge, so träge wie diese ganze Masse Mensch sich dahinschleppt. Plötzlich weiß ich es, ich sehe ihn ganz genau vor mir. Dieser Stein steht am Damm zwischen Podersdorf und Illmitz. Er steht genau so schief, genau so verstaubt ist er. — Neusiedlersee! — Seewinkel! — Heimatgedanken begleiten den Weiterweg und machen das Schwere für einige Zeit erträglicher.

Tage vergehen — Monate versinken ins Nichts der Vergangenheit. Aber eines Nachts ist er wieder da, der See. Ich fühle ihn, ich höre seinen leisen

Wellenschlag, höre das Raunen und Wispeln im Rohr, das vielstimmige Konzert der Unken und Frösche vermischt mit den unwiedergebbaren Lauten der träumenden Vogelwelt. Ich atme seine feuchtwarme Luft, dieses Gemisch von Feuchte, Sumpf, Salz und Sand und sehe das Mondlicht spiegeln in den Wassern des Großen Sees. — Oft noch kam er so oder ähnlich zu mir, der See. Viele Stunden lang habe ich mich mit ihm beschäftigt, während meine Hände die vorgeschriebene Arbeit leisteten. Oft und oft stand die bange Frage vor mir, ob dieses seltsame landschaftliche Juwel Österreichs ohne große Schädigung aus dieser Weltzerstörung hervorgehen, ob sich nicht seine einzigartige Vogelwelt in alle Winde zerstreuen und nie mehr wiederkehren würde.

Nachrichten über die Errichtung von Befestigungen erreichten mich und ich sah vor meinem geistigen Auge die Salzsteppe des Seewinkels von einem Grabensystem durchzogen, sah die weißen, blühenden Bestände der Salzkresse auf den trocken werdenden Zickflächen zerstört, die roten mit Glasschmalz*) und Salzmelde bedeckten Flächen verschüttet und die herrlichen mit Salzastrern übersäten Fluren bis zur Unkenntlichkeit vernichtet.

Die Furie des Krieges raste über den See hinweg und ich vermeinte, daß nunmehr auch die letzten Löffler, Silberreiher, Säbelschnäbler, Rohrdommel, Bartmeisen und Rohrsänger zugrunde gingen, daß die vielen tausend Wasserröhner, Wildenten und -gänse, die den See und die Salzlacken bevölkerten, den Weg allen Fleisches gegangen seien und daß sich selbst die unentwegten Kiebitze, Lachmöven und Seeschwalben ruhigere Plätze für ihr Brutgeschäft ausgesucht haben dürften. In meinen Gedanken sah ich die einzigartige Landschaft des Neusiedlersees, um deren Erhaltung jahrelang gekämpft wurde, zerstört, die Naturschutzgebiete im Seewinkel mit all seinem berühmten Tier- und Pflanzenleben vernichtet.

Der Krieg war zu Ende — die Pforten der Heimat blieben mir leider noch lange verschlossen. Umsomehr flogen die Gedanken zurück an Erlebtes, umsolänger stand ich im Baune des Sees, umsoöfter wurden seine Bilder in mir lebendig.

Monate vergingen. Der Sommer zog ins Land und mit ihm kam der Tag, an dem ich nach Jahren wieder am See stand. — Diesen Augenblick hatte ich mir viele Male vorgestellt und nun war alles anders, so ganz anders

Drückend schwül liegt die Luft über dem Wasser. Das weiße Segel des Bootes, das uns über den See bringen soll, hängt schlaff in seiner Verspannung. Kein Hauch regt sich; selbst die sonst so beweglichen Schilfwedel stehen aufrecht und rühren sich nicht. Einer der beiden Bauernburschen, die uns über den See bringen sollen, ergreift eine im Boot liegende lange Stange und schiebt uns mit langsam weitausholenden Stößen aus dem Bereich der Schilfwand. Allmählich nur lösen wir uns von dem grünen Dschungel. Eine Rohrweih streicht rasch über uns hinweg und verschwindet im Rohrmantel des Nordwestufers. Die ganze Wasserfläche ist mit Laichkraut und Tausendblatt bedeckt; der Wasserstand ist gering. Wiederholt schleift der Kiel des Bootes über Grund. Das seichte Wasser ist warm, fast heiß. Man hält es kaum für möglich, daß die Fische bei einer derartigen Temperatur noch lebensfähig sind.

*) Glasschmalz ist eine bis zu 20 cm hoch werdende, vollständig kahle, glasig-fleischige, oft schmutzig-purpurrote Salzpflanze, mit armleuchterartig verzweigten Stengeln. Sie lebt auf schlammigen Salzflächen und verträgt 2½—3% Salzgehalt.

Lautlos ziehen wir an einer Schilfinsel vorüber. Eine Schar Stockenten geht rauschend hoch, um nach kurzem Fluge weiter draußen einzufallen. Dort ist der See mit dunklen Punkten übersät. Dunkle Punkte, die sich im Glase als eine große Gruppe von Wildenten entpuppen. Stockenten und Knäckenten können wir deutlich unterscheiden. Dazwischen schwimmen bedächtig mehrere Haubentaucher und kopfnickend, wiederholt tauchend, tummeln sich etliche Bläßhühner in dem allzuwarmen Wasser. Rückwärtsblickend entdecken wir — im seichten Wasser unbewegt stehend — zwei Silberreihher. Im allgemeinen bleibt der See jedoch ohne Leben.

Es ist später Nachmittag — das westliche Ufer des Sees verschwindet im glasigen Dunst — die Sonne versteckt sich hinter einem dünnen Schleier. Über uns ist der Himmel blau, aber im Nordwesten baut sich ein gigantischer Wolkenberg auf. „Jetzt kriegen wir Wind“, sagt unser Fährmann und legt die Stange beiseite. Weit draußen in nördlicher Richtung entwickeln sich entlang der ganzen Breite des Sees eine weißlichgraue Linie und dahinter ein dunkler, fast schwarzer Streifen. Sie kommen rasch näher. Gleichzeitig mit ihrem Näherkommen spannt sich das Segel, bläht sich in der leichten Brise und schon durchschneidet der Bug des Bootes die ersten angekommenen Wellen. In flotter Fahrt nähern wir uns dem Ostufer, von dem uns bald nur mehr ein schmaler Streifen trennt. Weiter heran können wir nicht — also Schuhe weg und aussteigen! Das Wasser reicht kaum bis zu den halben Waden, trotzdem ist es ein schweres Vorwärtskommen. Wie angesaugt haftet der Fuß in dem zähen grauen Tegel, der den Seegrund bedeckt. Langsam nur und schwankend bewegen wir uns weiter. Immerhin ist das Gehen auf dem weichen Grund sehr angenehm gegenüber dem, was nun folgt. Durch dicke Büscheln von Stoppeln des im Vorjahr geschnittenen Schilfs müssen wir und das ist für meine dem Barfußgehen entwöhnten Sohlen eine unbeschreibliche Qual. Immer wieder schätzt das Auge die nur langsam kürzer werdende Strecke bis zum festen Boden. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung habe ich endlich die Grasfläche erreicht, um aber schon nach einigen raschen Schritten — wie von einer Tarantel gestochen, hochzufahren. (Die russ. Tarantel [*Hogna singoriensis*] ist übrigens auch hier zu Hause). Der Stachel einer trockenen Distel war tief in meinen Fuß gedrungen. Ein Vorbote nur war es — die ganze Weide, bis hinüber zum Banngebiet des Oberen Stinkersee war voll von Disteln. — Langsam auf wunden Sohlen dahinschleichend, erreichten wir die vor einigen Jahren gegen Gesetz und Sitte errichtete Jagdhütte. Sie ist nunmehr an einem anderen Ort, zu einem anderen Zweck aussersehen. Sie soll als Stützpunkt für eine biologische Station wissenschaftlichen Zwecken dienen und gleichzeitig dem künftigen Hüter des gesamten Naturschutzgebietes vorläufig Obdach sein.

Der „Obere Stinker“ ist derzeit bis auf eine kleine Stelle vollkommen ausgetrocknet. Sein Ufer und der ausgedehnte zerrissene Zickboden ist mit hunderten Möven, Brachvögeln und Kiebitzen belebt. Kaum daß sie uns gewahr werden, gehen sie hoch. Dann unkreisen sie uns Störenfriede mit einem Gemisch von Entrüstungsrufen, aus denen das „Kriäh“ der Lachmöve (*Larus ridibundus*), das laute „Kihjewitt“ der Kiebitze (*Vanellus vanellus*) und das melodische Flöten der Brachvögel (*Numenius aquaticus*), tönen. — Um den stacheligen Disteln auszuweichen, ziehen wir es vor, auf dem heißen Zickboden entlang zu gehen, um dann auf kürzerem Wege unser Boot zu erreichen. Aber auch dieses Wandern ist kein reiner Genuß. Der „Zick“ ist noch nicht bis auf den Grund hartgedörnt und so kommt es, daß sich die Risse zwischen den Zickplatten beim Draufsteigen schließen und die ohnedies

schon arg mitgenommene Sohlenhaut einklemmen. Der Rückweg erweist sich als ebensolche Nervenprobe wie der Herweg. Zerrissen und zerschunden erreichen wir endlich unser Boot.

Wieder ist der See vollkommen glatt, kein Lüftchen bewegt seine Oberfläche. Wieder heißt es zur Stange greifen, um in Fahrt zu kommen. Unser nächstes Ziel ist eine Schotterinsel, die inmitten des Sees liegt.

Ein leises Zittern geht plötzlich über den soeben noch glatten Seespiegel. Ein Zittern, das rasch zu einem immer stärker werdenden Wellengang überleitet. Der Wind kommt diesmal aus Südwest und treibt uns ebenso rasch vom eingeschlagenen Kurs ab. Wir müssen wenden, müssen aufkreuzen. Ganz schief liegt das Boot im Wasser, erhebt sich wieder und reitet über die Wellen. Im Norden erhebt sich eine schwarze Wand, die sich rasch in grauen Regennebel auflöst der mit rasender Eile auf uns zukommt. Der Wind schlägt um. Sturmböen fetzen über uns hinweg, heben das Boot und lassen es klatschend wieder fallen. Wassermassen schlagen über die Bordwand, Wassermassen fallen vom Himmel; im Augenblick sind wir vollkommen durchnäßt. Das Segel droht zu zerreißen, das Boot droht zu kentern. Wir ankern — die Leinwand wird eingezogen und als Schutz gegen das Unwetter übergeworfen. Ein Versuch, sich ins warme Wasser zu begeben, scheitert an dem hohen Wellengang, da es unmöglich ist, festen Fuß zu fassen. — So liegen wir zusammengokauert und am ganzen Körper frierend im schwankenden Boot oder arbeiten an der Pumpe, um das eingedrungene Wasser auszuschöpfen. Blitz auf Blitz zerreißt die Nebelwand. Das betäubende Krachen des Donners nimmt kein Ende, das Heulen des Sturmes, das Aufklatschen der schweren, großen Regentropfen und das Rauschen des Wassers vereinigen sich zu einem wilden Getöse der Elemente. Im dichten, prasselnden Regen, zieht plötzlich ganz in unserer Nähe ein Boot vorüber. Ein einzelner Mann kämpft mit seinem Boot gegen die anstürmenden Gewalten des See. Geisterhaft erschien er, ebenso verschwand er wieder. So muß dem Schiffbrüchigen der Klabautermann erscheinen.

Zwanzig Minuten später ist wieder der schönste Tag, die Sonne scheint so prächtig als wäre nichts gewesen (Abb. 5). Solch kurze Sturmgewitter am Neusiedlersee haben, trotz seiner geringen Wassertiefe, schon manches Menschenleben gekostet.

Rasch werden Anker und Segel hochgezogen. Mit gutem Wind steuern wir in Richtung Schotterinsel. Im Näherkommen können wir gerade noch einen Schwarm Möven und Flußseeschwalben (*Sterna albifrons*) auffliegend feststellen. Gleich darauf überrascht uns, wie aus dem blauen Himmel heraus, eine neuerliche Sturm- und Regenbö.

Die sonst von Silberreihern, Purpurreihern und Flußseeschwalben gerne besuchte Insel ist vollkommen leer. Bloß zwei letzte Eier der Flußseeschwalbe konnten wir auffinden. Nach Angabe der beiden uns begleitenden Burschen wird die Insel regelmäßig von Eiersammlern heimgesucht. Dieses, und noch andere, die Vogelbrut schädigende Vorkommnisse, sollten genügen, um so bald als möglich schärfere gesetzliche Schutzmaßnahmen in Anwendung zu bringen.

Regenschauer um Regenschauer zieht über uns hinweg. Das Auffallen der großen Tropfen auf dem Schotter gibt einen eigenartig hellen, metallischen Klang, der durch das Aufklatschen der Tropfen im seichten Wasser melodisch unterstrichen wird.

Lautlos ziehen wir an einer Schilfinsel vorüber. Eine Schar Stockenten geht rauschend hoch, um nach kurzem Fluge weiter draußen einzufallen. Dort ist der See mit dunklen Punkten übersät. Dunkle Punkte, die sich im Glase als eine große Gruppe von Wildenten entpuppen. Stockenten und Knäckenten können wir deutlich unterscheiden. Dazwischen schwimmen bedächtigt mehrere Haubentaucher und kopfnickend, wiederholt tauchend, tummeln sich etliche Bläßhühner in dem allzuwarmen Wasser. Rückwärtsblickend entdecken wir — im seichten Wasser unbewegt stehend — zwei Silberreier. Im allgemeinen bleibt der See jedoch ohne Leben.

Es ist später Nachmittag — das westliche Ufer des Sees verschwindet im glasigen Dunst — die Sonne versteckt sich hinter einem dünnen Schleier. Über uns ist der Himmel blau, aber im Nordwesten baut sich ein gigantischer Wolkenberg auf. „Jetzt kriegen wir Wind“, sagt unser Fährmann und legt die Stange beiseite. Weit draußen in nördlicher Richtung entwickeln sich entlang der ganzen Breite des Sees eine weißlichgraue Linie und dahinter ein dunkler, fast schwarzer Streifen. Sie kommen rasch näher. Gleichzeitig mit ihrem Näherkommen spannt sich das Segel, bläht sich in der leichten Brise und schon durchschneidet der Bug des Bootes die ersten angekommenen Wellen. In flotter Fahrt nähern wir uns dem Ostufer, von dem uns bald nur mehr ein schmaler Streifen trennt. Weiter heran können wir nicht — also Schuhe weg und aussteigen! Das Wasser reicht kaum bis zu den halben Waden, trotzdem ist es ein schweres Vorwärtskommen. Wie angesaugt haftet der Fuß in dem zähen grauen Tegel, der den Seegrund bedeckt. Langsam nur und schwankend bewegen wir uns weiter. Immerhin ist das Gehen auf dem weichen Grund sehr angenehm gegenüber dem, was nun folgt. Durch dicke Büscheln von Stoppeln des im Vorjahr geschnittenen Schilfs müssen wir und das ist für meine dem Barfußgehen entwöhnten Sohlen eine unbeschreibliche Qual. Immer wieder schätzt das Auge die nur langsam kürzer werdende Strecke bis zum festen Boden. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung habe ich endlich die Grasfläche erreicht, um aber schon nach einigen raschen Schritten — wie von einer Tarantel gestochen, hochzufahren. (Die russ. Tarantel [*Hogna singoriensis*] ist übrigens auch hier zu Hause). Der Stachel einer trockenen Distel war tief in meinen Fuß gedrungen. Ein Vorbote nur war es — die ganze Weide, bis hinüber zum Banngebiet des Oberen Stinkersee war voll von Disteln. — Langsam auf wunden Sohlen dahinschleichend, erreichten wir die vor einigen Jahren gegen Gesetz und Sitte errichtete Jagdhütte. Sie ist nunmehr an einem anderen Ort, zu einem anderen Zweck aussersehen. Sie soll als Stützpunkt für eine biologische Station wissenschaftlichen Zwecken dienen und gleichzeitig dem künftigen Hüter des gesamten Naturschutzgebietes vorläufig Obdach sein.

Der „Obere Stinker“ ist derzeit bis auf eine kleine Stelle vollkommen ausgetrocknet. Sein Ufer und der ausgedehnte zerrissene Zickboden ist mit hunderten Möven, Brachvögeln und Kiebitzen belebt. Kaum daß sie uns gewahr werden, gehen sie hoch. Dann umkreisen sie uns Störenfriede mit einem Gemisch von Entrüstungsrufen, aus denen das „Kriäh“ der Lachmöve (*Larus ridibundus*), das laute „Kihjewitt“ der Kiebitze (*Vanellus vanellus*) und das melodische Flöten der Brachvögel (*Numenius aquaticus*), tönen. — Um den stacheligen Disteln auszuweichen, ziehen wir es vor, auf dem heißen Zickboden entlang zu gehen, um dann auf kürzerem Wege unser Boot zu erreichen. Aber auch dieses Wandern ist kein reiner Genuß. Der „Zick“ ist noch nicht bis auf den Grund hartgedörnt und so kommt es, daß sich die Risse zwischen den Zickplatten beim Draufsteigen schließen und die ohnedies

schon arg mitgenommene Sohlenhaut einklemmen. Der Rückweg erweist sich als ebensolche Nervenprobe wie der Herweg. Zerrissen und zerschunden erreichen wir endlich unser Boot.

Wieder ist der See vollkommen glatt, kein Lüftchen bewegt seine Oberfläche. Wieder heißt es zur Stange greifen, um in Fahrt zu kommen. Unser nächstes Ziel ist eine Schotterinsel, die inmitten des Sees liegt.

Ein leises Zittern geht plötzlich über den soeben noch glatten Seespiegel. Ein Zittern, das rasch zu einem immer stärker werdenden Wellengang überleitet. Der Wind kommt diesmal aus Südwest und treibt uns ebenso rasch vom eingeschlagenen Kurs ab. Wir müssen wenden, müssen aufkreuzen. Ganz schief liegt das Boot im Wasser, erhebt sich wieder und reitet über die Wellen. Im Norden erhebt sich eine schwarze Wand, die sich rasch in grauen Regennebel auflöst der mit rasender Eile auf uns zukommt. Der Wind schlägt um. Sturmböen fetzen über uns hinweg, heben das Boot und lassen es klatschend wieder fallen. Wassermassen schlagen über die Bordwand, Wassermassen fallen vom Himmel; im Augenblick sind wir vollkommen durchnäßt. Das Segel droht zu zerreißen, das Boot droht zu kentern. Wir ankern — die Leinwand wird eingezogen und als Schutz gegen das Unwetter übergeworfen. Ein Versuch, sich ins warme Wasser zu begeben, scheitert an dem hohen Wellengang, da es unmöglich ist, festen Fuß zu fassen. — So liegen wir zusammengekauert und am ganzen Körper frierend im schwankenden Boot oder arbeiten an der Pumpe, um das eingedrungene Wasser auszuschöpfen. Blitz auf Blitz zerreißt die Nebelwand. Das betäubende Krachen des Donners nimmt kein Ende, das Heulen des Sturmes, das Aufklatschen der schweren, großen Regentropfen und das Rauschen des Wassers vereinigen sich zu einem wilden Getöse der Elemente. Im dichten, prasselnden Regen, zieht plötzlich ganz in unserer Nähe ein Boot vorüber. Ein einzelner Mann kämpft mit seinem Boot gegen die anstürmenden Gewalten des See. Geisterhaft erschien er, ebenso verschwand er wieder. So muß dem Schiffbrüchigen der Klabautermann erscheinen.

Zwanzig Minuten später ist wieder der schönste Tag, die Sonne scheint so prächtig als wäre nichts gewesen (Abb. 5). Solch kurze Sturmgewitter am Neusiedlersee haben, trotz seiner geringen Wassertiefe, schon manches Menschenleben gekostet.

Rasch werden Anker und Segel hochgezogen. Mit gutem Wind steuern wir in Richtung Schotterinsel. Im Näherkommen können wir gerade noch einen Schwarm Möven und Flußseeschwalben (*Sterna albifrons*) auffliegend feststellen. Gleich darauf überrascht uns, wie aus dem blauen Himmel heraus, eine neuerliche Sturm- und Regenbö.

Die sonst von Silberreihern, Purpurreihern und Flußseeschwalben gerne besuchte Insel ist vollkommen leer. Bloß zwei letzte Eier der Flußseeschwalbe konnten wir auffinden. Nach Angabe der beiden uns begleitenden Burschen wird die Insel regelmäßig von Eiersammlern heimgesucht. Dieses, und noch andere, die Vogelbrut schädigende Vorkommnisse, sollten genügen, um so bald als möglich schärfere gesetzliche Schutzmaßnahmen in Anwendung zu bringen.

Regenschauer um Regenschauer zieht über uns hinweg. Das Auffallen der großen Tropfen auf dem Schotter gibt einen eigenartig hellen, metallischen Klang, der durch das Aufklatschen der Tropfen im seichten Wasser melodisch unterstrichen wird.

Die Sonne versinkt unterdessen hinter dem Leithagebirge, es dämmert. Spät ist es geworden. Im ersterbenden Licht des Tages suchen wir vergeblich in der nun wie eine Mauer vor uns sich aufbauenden Schilfwand eine „Schluicht“ zu finden. Nichts blieb uns an diesem ersten Tage am See erspart; wir müssen aussteigen und versuchen, zu Fuß das Land zu erreichen. Noch vom ersten Fußmarsch durch das Schilf, schmerzten die Fußsohlen und dadurch gewitzigt, zogen wir diesmal die Schuhe — an. Mit bangem Herzen zwar, aber es mußte sein. — Lebt wohl ihr treuen Begleiter und Hüter zart-hautiger Fußsohlen — wer weiß wie wir uns wiedersehen werden! — Es ist ein schwerer, mühseliger Weg. Mit jedem Schritt sinken wir tiefer in den zähen Tegel ein, um nur mit viel Mühe weiterzukommen. Im Nu sind die Schuhe mit der klebrigen Masse angefüllt, die nunmehr an der Haut bei jedem Schritt zu reiben beginnt. Die scharfen Kanten des Schilfs zerschneiden die Haut und Millionen von Stechmücken stürzen sich blutdürstig auf unsere schweißnassen Körper. Fast ein Meter über uns hinaus ragen die Halme des Rohrs, nehmen uns die Sicht und damit auch die Orientierung. — Schon am Nachmittag bemerkten wir in südöstlicher Richtung, allerdings in anscheinend großer Entfernung, mächtige Rauchwolken aufsteigen, die zeitweise verschwand. Wir dachten an einen Schilfbrand im ungarischen Seebereich und beachteten nur die stärker- oder schwächerwerdende Rauchentwicklung. Bei zunehmender Dunkelheit konnten wir nun flackernde Flammen sehen und gleichzeitig wurde uns klar, daß der Brand in den ausgedehnten Schilfbeständen wütet, die sich vom Sandeck am Ostufer gegen die ungarische Grenze hinziehen. — Diese Flammenbündel, diese zeitweise hochaufleuchtenden Feuersäulen waren richtunggebend für uns geworden, sie wiesen uns den Weg aus dem Dickicht. —

In diesem Kampf mit den Naturmächten kommen Bilder aus dem Kriege wieder hoch, die Front ist nähergerückt; rot ist der Horizont vom Brande der Dörfer, Brandgeruch zieht durch die Lungen, ein übersinnliches Gefühl durchdringt den ganzen Körper, macht ihn für die Gegenwart unempfindlich und führt ihn instinktmäßig den richtigen Weg. — Endlich, nach zeitlosem Mühen ist der Schilfgürtel zu Ende, wir haben wieder festen Boden unter den Füßen.

Über uns spannt sich ein dunkler Sternenhimmel, vor uns liegt in schwarzer Silhouette das „Illmitzer Wäldchen“ und rechts von uns leuchtet eine endlose Reihe roter, lodernder, flammender Brandherde: das brennende Schilf (Abb. 6).

Das Wäldchen ist in seinen Umrissen kaum wiederzuerkennen. Hier wurde viel Holz geschlagen; eine Aufforstung und Erweiterung des Bestandes wird sich als notwendig erweisen. — Wortlos stolpern wir über die ausge-dörrte Heide, gehen über weitausgedehnte, mattweißleuchtende Salzflächen. Wir wissen, diese Fläche ist der „Krautingsee“; in jener kräuseln sich in normalen Zeiten die Wellen des „Kirchsees“, hier sahen wir so oft den Säbelschnäblern bei der Futtersuche zu und dort stießen wir im Abenddäm-mern einmal einen Austernfischer hoch. Heuer ist alles trocken, nicht einen Vogel stören wir aus seiner Ruhe. —

Endlich sehen wir vereinzelt Lichter vor uns auftauchen. — Halb zwölf Uhr nachts ist es, als die Hunde von Illmitz im Seewinkel unsere Anwesenheit von Haus zu Haus melden; — Mitternacht kündet die Glocke der Kirche, als unsere Gläser, gefüllt mit bestem „Illmitzer Eigenbau“, aneinanderklingen — zur Feier des Wiedersehens mit dem „Großen See“.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1946

Band/Volume: [1946_1](#)

Autor(en)/Author(s): Meisinger Augustin

Artikel/Article: [Wiedersehen mit dem "großen See" 16-20](#)